

D E Z E M B E R 1 9 3 9

WELKE  
BLÄTTER

MONATSSCHRIFT

für Geschichte, Tradition u. Staat

VERWALTUNG BAD NEUSTADT  $\text{\textcircled{A}}$  SAALE

# Inhalt

	Seite
Anbetung des Kindes. Gedicht von Josef Weinheber . . . . .	297
Von Polen zu England. Von Hans E. Friedrich . . . . .	298
König Viktor Emanuel III. Von Ulrich von Hassell . . . . .	302
Die Diplomaten. Von Martin Gauger . . . . .	305
Ein deutscher Dante. Von Reinhold Schneider . . . . .	310
Das große Weltgeschehen . . . . .	313
Bücher der Geschichte . . . . .	314
Im Wandel der Außenpolitik	
O Mensch, gib acht	
Das Mahl unter dem Segel. Von Sochen Klepper . . . . .	316
Inhaltsverzeichnis 1939 . . . . .	319

Zuschriften, Bestellungen usw. an: die Verwaltung der „Weissen Blätter“, Bad Neustadt (Saale).

Die „Weissen Blätter“ erscheinen monatlich. — Bezugspreis vierteljährlich RM. 1,50 und 24 Pfg. Porto. — Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Karl Ludwig Freiherr zu Gutfenberg, Bad Neustadt (Saale). — Verwaltung: „Weisse Blätter“, Bad Neustadt (Saale). — Postcheckkonto: Dr. Karl Ludwig Freiherr zu Gutfenberg in Bad Neustadt (Saale), Postcheckamt Nürnberg Nr. 46648. — Druck und Verlag: Carl Krüger, Mülau i. Vogtld.

# Weißer Blätter

---

Dezember

Jahrgang 1939

## Anbetung des Kindes

Als ein behutsam Licht  
stiegest du von Vaters Thron.  
Wachse, erlösch uns nicht,  
Gotteskind, Menschensohn!

Sanfter, wir brauchen dich.  
Dringender war es nie.  
Bitten dich inniglich,  
dich und die Magd Marie —

König wir, Bürgersmann,  
Bauer mit Frau und Knecht:  
Schau unser Elend an!  
Mach uns gerecht!

Gib uns von deiner Güte  
nicht bloß Gered und Schein!  
Öffne das Frostgemüt!  
Zeig ihm des Andern Pein!

Mach, daß nicht allerwärts  
Mensch wider Mensch sich stellt.  
Führ das verratne Herz  
hin nach der schönern Welt!

Frieden, ja, ihn gewähr  
denen, die willens sind.  
Dein ist die Macht, die Ehr,  
Menschensohn, Gotteskind.

*Josef Weinheber*

## **Von Polen zu England** *Von Hans E. Friedrich*

Das deutsche Volk hat diesen Krieg nicht gewollt. Er ist ihm aufgezwungen worden von Männern, denen offensichtlich am Tode von Tausenden oder Millionen Menschen nichts gelegen ist, von Männern, denen Vorteil und Ehrgeiz das Gesetz ihres Handelns ist.

Ein sehr großer Teil der Menschen, die diesen zweiten Krieg zwischen England und Frankreich einerseits und Deutschland andererseits miterleben oder mitmachen, hat den vorigen, den „Weltkrieg“, schon miterlebt oder mitgemacht. Obwohl sie ihre Erfahrungen hatten, blickten sie mit Spannung auf das Gesicht, das Janus diesmal zeigen werde. Alle Welt, hier und draußen, nährte ihre Vorstellung vom Kriege aus den vielfältigen Kombinationen, die man seit Jahr und Tag über das Wesen eines neuen Krieges hören konnte. Kombinationen, die um so phantasievoller waren, je ferner sie der Sachkenntnis blieben; um so phantasievoller, je absoluter dieses oder jenes technische Mittel der modernen Kriegführung betrachtet wurde, ohne Rücksicht darauf, daß in der Regel jeder neuen offensiven technischen Erfindung alsbald eine entsprechende defensive Erfindung zu folgen pflegt. Es war für manchen tüchtigen Propheten angesichts des polnischen Feldzuges keine schlechte Überraschung, daß aus der ganzen Mechanisierung sich mit unüberwindlicher Macht wieder die uralten Kriegsgesetze

erhoben und die Technik nicht zur Alleinherrschaft kommen ließen, sondern sie zum Dienste zwangen.

Denn so außerordentlich die technische Überlegenheit und Schlagkraft der deutschen Armeen gewesen sein mag: sie allein haben den achtzehntägigen Siegeszug nicht möglich gemacht. Das wäre ein gefährlicher Trugschluß; denn er würde bedeuten, daß ein Gegner, der über größere technische Hilfsmittel als Polen herrscht, entsprechend größeren Widerstand leisten werde, ja schließlich, daß ein Gegner, dessen technische Hilfsmittel stärker wären, a priori überlegen wäre. Das ist nicht der Fall. Gesezt hat in Polen der Angriffswille der Deutschen und ihre überlegene Führung. Polen mit einem militärischen Potential von 3 Millionen Soldaten, mit beträchtlichen Luftstreitkräften und ebenso beträchtlichen Erdwaffen hätte starken Widerstand leisten können, wenn der Angriffswille und die Entschiedenheit der deutschen Truppen die gegnerische Streitmacht nicht von vornherein zum Teil gelähmt, zum Teil zumindest in die initiativlose Verteidigung gedrängt hätten.

Die alten Gesetze der Kriegskunst, die also der polnische Feldzug zu neuem Glanz gebracht hat, sind diese: 1. Der Angriffsgest und die Entschiedenheit des Vorgehens geben den Ausschlag. 2. Das Gesetz des Handelns in der Hand zu behalten, ist eine der höchsten Aufgaben des Feldherrn. Das bedeutet nicht, daß Draufgängertum das Ideal soldatischen Verhaltens wäre, aber es bedeutet, daß jede Handlung der obersten Heeresführung darauf bedacht sein muß, dem Gegner dieses Gesetz des Handelns aufzuzwingen. Wenn ein altes militärisches Sprichwort sagt, daß der Angriff die beste Verteidigung sei, so kann man allerdings hinzufügen, daß bisweilen eine Verteidigung, ja ein Zögern die beste Form des Angriffs sein kann, wofür Fabius Maximus Cunctator noch immer das klassische Beispiel ist.

Der polnische Feldzug mit seinen zwei großen Umfassungen, deren eine an der Bfura, als Schlacht im Weichselbogen, in die kurze Reihe klassischer Umfassungsschlachten eingereiht werden wird, mit seinem großartigen, kühn gewagten Aufmarsch, hat die Gültigkeit noch mehrerer anderer alter Regeln der Kriegführung bewiesen. Die glänzenden Attacken der Luftwaffe haben Gesetze, deren Bedeutung bis dahin nur für die Feldschlacht bekannt war, für eine junge Waffe zur Geltung gebracht. Auch hier war es keineswegs die technische Überlegenheit, die der deutschen Luftwaffe schon in den ersten Tagen die Herrschaft über den polnischen Luftraum sicherte, sondern es war der erbitterte Angriffswille, ja sogar die individuelle Tapferkeit, die heutzutage vielfach außer Kurs gesetzt scheint, die den Sieg erfocht und sicherte.

Es ist also keineswegs unsinnig — und nur Anbeter der materiellen All-

gewalt können einen solchen Standpunkt vertreten —, nach wie vor aus der Kriegsgeschichte Gesetze zu lernen, die ihre Geltung behalten haben und behalten werden. Ja, es ist sogar gefährlich, zu meinen, die technische Entwicklung habe alle bisherigen Regeln der Kriegführung annulliert; wer das glaubt, würde im Falle einer technischen Atempause sofort den Kopf verlieren. Es gibt eine Geschichte, deren Symbolgehalt hoch zu bewerten ist: ein holländisches Raufahrtschiff sei von Seeräubern angegriffen worden und habe sich trotz deren Überlegenheit zur Wehr gesetzt, nur zu bald aber seine paar Kugeln verschossen; jedoch sei der Verteidigungswille des tapferen Kapitäns nicht erloschen, sondern er habe die runden Edamer Käse aus dem Buch des Schiffes holen lassen und mit ihnen auf die Piratenschiffe geschossen; alsbald sei es nun auf den Decks der feindlichen Schiffe so glitschig geworden, daß eine Fortsetzung des Kampfes unmöglich geworden sei und daß die Feinde die Flucht ergriffen hätten. Auch hier war es der Angriffsgeist, der den Sieg erfocht.

Wenn schon in der Politik gilt, daß derjenige der Überlegene ist, der das Gesetz des Handelns in der Hand hält, so erst recht im Kriege. Das bedeutet, daß der Heerführer stets darauf wird bedacht sein müssen, diejenigen Flächen des Gegners zu erkennen, an denen er angreifbar ist, und ihn dort so anzugreifen, daß ihm keine Möglichkeit bleibt, selbst die Initiative in die Hand zu bekommen.

Jetzt ist der Feind Deutschlands England, so wie es der Feind Spaniens, Hollands und Frankreichs war. Napoleon hat das Gesetz des Handelns aus der Hand verloren, als er eine Maßnahme ergriff, die nur dem Scheine nach offensiv, tatsächlich jedoch defensiv war: die Art der Anwendung der Kontinentalsperre. Sie bot seinem Gegner, England, tausend Möglichkeiten, seinerseits offensiv zu werden und Napoleon in Verwicklungen zu bringen, die nicht voraussehen waren. Die Kontinentalsperre, die im Prinzip richtig war, nämlich England als Handelsstaat treffen sollte, war dennoch Napoleons größter Fehler, nicht nur, weil es der Initiative des Gegners überlassen blieb, wann und wo er sie zu durchbrechen suchte, sondern auch, weil er zu ihrer Durchführung ein Polizeisystem über ganz Europa ausbreiten mußte, das seine Kräfte allenthalben festlegte, die davon Betroffenen aber widerspenstig und zu Gegnern machte, und weil er darüber hinaus durch Gewalt und Krieg seinem Verbot, englische Waren zu importieren, Nachdruck verleihen mußte.

Wenn das Prinzip richtig, seine Durchführung jedoch falsch war, so kann man daraus schließen, wo heute die Möglichkeit liegt, das Prinzip richtig anzuwenden. Napoleon hatte keine Flotte mehr: er konnte also Englands Handel nicht unmittelbar treffen. Das war seine Tragödie, und insofern hatte Nelson in der Schlacht bei Trafalgar Napoleon bereits endgültig besiegt. England selbst

kennt seinen schwachen Punkt — aus Erfahrung. Denn England kann nur dort getroffen werden, wo es selbst zuvor Spanien und Holland getroffen hat: auf seinen Handelswegen. So kommt dem Convoyssystem Englands eine hohe Bedeutung zu. Mit ihm schützt es seinen Handel. Die Seeschlacht entscheidet über Englands Widerstandskraft erst in zweiter oder vielleicht erst in dritter Linie. Drake ist das Beispiel dafür, wie England zu bekämpfen ist; und jene U-Boote und schnellen Schiffe, die hier einen Flugzeugträger, dort einen schweren Kreuzer, dort ein Handelsschiff versenken und die Bannware beschlagnahmen, sind die besten Nachfolger Drakes, die die Sperre nicht um Europa mit Verbot, sondern um England mit Angriff legen.

Noch ein anderes Beispiel aus der Geschichte sei erwähnt: Als Scipio Africanus den römischen Oberbefehl gegen Hannibal übernahm, griff er diesen nicht auf italienischem Boden an, sondern er trug den Angriff hinüber auf das Herzstück des punischen Gegners: nach Afrika. Nicht nur mußte Hannibal ihm dorthin alsbald folgen, sondern sogleich befand er sich in der Verteidigung. Die Wirkung dieses Vorgangs war nicht nur eine militärische, sondern auch eine moralische: die Widerstandskraft des sieggewohnten, aggressiven punischen Soldaten wurde von Defaitismus gelähmt. England ist mit Karthago nicht schlechthin vergleichbar. Denn das Herz der punischen Macht war ihre Hauptstadt, weswegen ja Cato nicht müde wurde, als politischer Vernichtungsstrategie die Zerstörung Karthagos zu fordern.

Es lassen sich die Erfahrungen der Geschichte zwar nicht ohne weiteres auf spätere Zeiten übertragen, insbesondere nicht auf dem Gebiet der militärischen und politischen Strategie, aber immerhin kann man aus der siegreichen Anwendung der ältesten Kriegsregeln im polnischen Feldzug schließen, daß auch für andere Teile der Entwicklung alte Regeln und Erfahrungen ihre Geltung haben können.

---

*Doch wie's auch kommt, das arge Spiel,*

*behalt ein tapferes Herze!*

Matthias Claudius

## König Viktor Emanuel III. *Von Ulrich von Hassell*

Wer sich mit Bismarck beschäftigt, muß der Gestalt Kaiser Wilhelms I. hohe Bedeutung schenken; Viktor Emanuel II. ist aus dem historischen Bilde Savours und aus seiner Leistung nicht wegzudenken; so wird auch ein Geschichtsschreiber Mussolinis an der Gestalt des regierenden Königs von Italien nicht vorübergehen können.

Es ist natürlich, daß die große Erscheinung des Duce in der Welt die Persönlichkeit Viktor Emanuels III. hat zurücktreten lassen. Niemand aber würde einer Vernachlässigung des Anteils des Königs an den Geschehnissen der letzten Jahrzehnte schärfer widersprechen als Mussolini selbst. Ein italienischer Historiker der modernen Zeit stellt mit Recht fest, daß die schlichte und würdige, sachliche und staatskluge Art des Herrschers schon in den ersten Regierungsjahren außerordentlich viel dazu beigetragen hat, die Monarchie im frisch geeinten italienischen Volk zu verankern. Auf dieser Grundlage hat Mussolini vor dem Marsch auf Rom in den entscheidenden großen Versammlungen des Fascismus es ausgesprochen, „daß die politische Einheit Italiens sicher in der Savoyermonarchie begründet sei“. „Wir müssen den Mut haben, monarchisch zu sein. Die Monarchie ist die Kontinuität!“

Für jeden Herrscher oder Staatsmann kommen im Leben Augenblicke, in denen sich zu berühren und richtig zu handeln über das Endergebnis entscheidet. Dieses Fazit braucht nicht immer der unmittelbare äußere Erfolg zu sein. Wichtiger ist der endgültige Wert, der dem Streben und Arbeiten des Politikers von der Geschichte beigelegt wird.

Als solche „Sternstunden“ in der Laufbahn des Königs, der in diesen Tagen sein siebenzigstes Lebensjahr vollendet, scheinen mir drei besonders bemerkenswert. Die erste ist die interalliierte Zusammenkunft von Peshiera vom November 1917 — nach Caporetto. Die zweite ereignet sich im Augenblick des „Marsches auf Rom“, die dritte am 1. November 1935, da der König mitten im abessinischen Krieg in der Universität von Rom, die ihm den Ehrendoktor verliehen hatte, eine Ansprache hielt.

Als der König, begleitet von Orlando, Sonnino und Bissolati, in der historischen Festung am Gardasee mit Lloyd George und Smuts, Painlevé und Franklin-Bouillon zusammenkam, stand Italien am Rande des Abgrundes. Die Zahl derer, die die Nerven verloren hatten, war groß genug. Nicht so der König, der bei diesem Zusammentreffen — Lloyd George erzählt davon — durch seine Ruhe und Kaltblütigkeit, durch seine genaue Kenntnis der Lage und



die Begründetheit seiner Vorschläge, die vorbehaltlose Bewunderung der Anwesenden erregte. Er war es, der das Wort führte und dessen entscheidend wichtige Richtlinie sich durchsetzte. Was aber noch mehr bedeutete, das war der Eindruck auf die Verbündeten, daß hier ein Mann das Steuer führte, „*saevius tranquillus in undis*“.

Wenn Viktor Emanuel III. so im kritischen Augenblick die überlegene Haltung bewahrte, so verdankte er das einer Reihe von Gaben, die ihm nicht alle in die Wiege gelegt worden waren, sondern von denen er sich einige zäh erarbeitet hatte: das soldatische Wesen, das jenes Preußenwort „Mehr sein als scheinen“ geradezu verkörperte, die sachlich-nüchterne, von jeder Selbsttäuschung freie Geistesart, seine Distanz von den Dingen, der scharfe Verstand und der Ernst, „den keine Mühe bleichet“. Gerade diese Eigenschaften sind es auch, die besonders im Weltkriege den allzeit die schmucklose Felduniform tragenden, die Front kaum je verlassenden König so vollstümlich gemacht haben. Phantasie und künstlerischen Schwung, glanzvolles Repräsentieren und feuriges Reden wird man bei ihm vergeblich suchen. Der Sohn des alten Geschlechts vom Fürst der Berge, Enkel zweier deutscher Großmütter, ist weit eher nördlich als südlich in seiner Art.

Es ist bezeichnend, daß Viktor Emanuel sich eine Gefährtin auf dem Thron gewählt hat, die seiner Persönlichkeit durchaus geistesverwandt ist. Die Tochter des Königs Nikolaus von Montenegro zeichnet sich durch die gleiche innere Klarheit und Ausgeglichenheit aus, ergänzt durch eine warme Menschlichkeit, die sie zur Helferin in Not und Elend werden läßt. Man kennt in Deutschland die Raffeler Klinik gegen Encephalitis, die ihrer Initiative das Dasein verdankt, wie viele gleiche Einrichtungen in Italien.

Die bürgerlich-schlichte Art hat dem König den Namen des Ne-borghese verschafft, der aber sein Wesen nicht erschöpft. Der Soldat gehört ebenso dazu wie der Mann der geistigen Arbeit, des gründlichen Studiums der Probleme. Es kennzeichnet den König, daß seine private Leidenschaft — neben der Jagd — die Münzenkunde ist; er besitzt eine der bedeutendsten und interessantesten Münzensammlungen der Welt.

Indessen sein erstes und wichtigstes Interesse bleibt der Staat, die Politik. In den Unterhaltungen, die ich mit dem König geführt habe, bin ich immer wieder durch den außerordentlichen Grad der Informiertheit gerade auf außenpolitischem Gebiet und durch die Schärfe des Urteils beeindruckt gewesen, neben denen eine unverkennbar skeptisch-philosophische Abgeklärtheit am meisten auffällt. Schon der Vorgang von Peschiera zeigt, daß diese Skepsis in entscheidender Zeit kein Hindernis für das Handeln bildet. Gewiß wird man den König

nicht zu den bahnbrechenden Politikern, zu den eigentlichen Latmenschen rechnen. Stark aber ist seine Fähigkeit, den Augenblick zu erkennen und sich so zu verhalten, wie es die Stunde gebietet.

Niemals ist diese Gabe klarer zum Ausdruck gekommen als in der zweiten Sternstunde, beim Marsch auf Rom. Um das zu würdigen, muß man sich klarmachen, daß, als Mussolini ante portas stand, die Staatsgewalt und die Wehrmacht durchaus nicht als „erledigt“ betrachtet werden konnten. Wenn der Ministerpräsident vom König die Vollmachten für den Belagerungszustand zum Kampfe gegen den revolutionär auftretenden Fascismus forderte, so war der Entschluß eines Monarchen, dem Regierungschef dieses Ersuchen abzuschlagen, etwas ganz Außerordentliches. Niemand auf der Welt konnte dem König in diesem Augenblick die Verantwortung abnehmen. Er allein mußte handeln, und er handelte richtig. Facta trat ab und Mussolini übernahm den Vorsitz der Regierung. Thron und Land hatten es nicht zu bereuen.

Das erste große außenpolitische Unternehmen des Fascismus, der Krieg gegen Abessinien, war anfangs in Italien durchaus nicht sehr volkstümlich. Viele fragten sich, ob der Gegenstand lohne, die eben erreichte Verständigung mit Frankreich wieder zu untergraben, die Gefahr eines internationalen Konfliktes auszusetzen. Auch schienen die ersten militärischen Ergebnisse nicht sehr befriedigend zu sein. Man munkelte alsbald, daß auch die Dynastie von dem Abenteuer „keineswegs begeistert sei“. Da tat der König etwas, was in seiner Laufbahn zu den Seltenheiten gehört: er trat vor aller Welt politisch hervor. Die Doktorierung durch die Universität Rom benutzte er zu einer kurzen Rede, in der er mit klaren entschiedenen Worten vorbehaltlos hinter die Aktion in Abessinien trat. Ich entsinne mich gut der Bewegung, die durch die Reihen der Zuhörer ging, als der Träger der Krone in so unzweideutiger Weise die volle Einheit zwischen Dynastie und Fascismus verkündigte. Diese Einheit ist eine der wichtigsten Grundlagen der italienischen Politik.

Mit welcher Klarheit Viktor Emanuel die Bedingungen und Notwendigkeiten seines Landes erkennt, dafür einige Beispiele.

Als im Jahre 1911 das fünfzigjährige Jubiläum der Eroberung Roms gefeiert wurde, sprach sich der König in einer Privataudienz dahin aus, daß sich nunmehr ein Abschnitt der italienischen Geschichte, nämlich der der äußeren „formazione“ und inneren Ordnung, schließe und ein neuer begänne, der die Herstellung der wirklichen moralischen Einheit zum Ziele habe. Ganz in dem gleichen Sinne fragte mich der König in meiner ersten Audienz als Botschafter im Jahre 1932, ob ich seit meiner ersten und zweiten italienischen Tätigkeit, also seit 1911—1914 und 1919—1921 die wesentliche Änderung bemerkt hätte,

nämlich die, daß man früher immer von Venezianern und Florentinern, Piemontesen und Sizilianern gesprochen habe, jetzt aber von Italienern.

Bemerkenswert ist auch der militärische Blick, den der König in seiner schon erwähnten Rede in Peschiera vor den Verbündeten an den Tag legte: Das Festhalten der Piavelinie begründete er gegenüber Vorschlägen, noch weiter zurückzugehen, besonders mit dem maritimen Gesichtspunkt, daß ein Aufgeben der Flottenbasis Venedig den Verlust der Seeherrschaft im Adriatikum an die österreichisch-ungarische Flotte zur Folge haben und damit die seepolitische Lage im Mittelmeer gründlich verschieben müsse.

Zum Schluß noch eine persönliche Erinnerung: Bei einem Gespräch über Jugoslawien sagte ich Viktor Emanuel III., daß König Alexander mich gebeten habe, ihm den aufrichtigen jugoslawischen Wunsch zum Ausdruck zu bringen, das Verhältnis der beiden Länder auf eine neue, freundschaftliche Grundlage zu stellen. Es war die Zeit, da die Beziehungen Italiens zu seinem adriatischen Nachbarn äußerst gespannt waren. Der König erwiderte, er sei von der Ehrlichkeit dieses Wunsches überzeugt und teile ihn, aber die Macht der Könige, in den Fluß der Entwicklungen einzugreifen, sei gering.

Der so skeptisch und bescheiden denkende König hat selbst durch die Tat bewiesen, daß er als staatskluger, sein Land liebender und verstehender Herrscher im Strom der politischen Ereignisse ein wichtiger, ja entscheidender Faktor geworden ist.

## Die Diplomaten *Von Martin Gauger*

Das interessante Buch, das der frühere kaiserliche Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten, Richard von Kühlmann, vorlegt, hat den seltenen Vorzug, eindringende Sachkenntnis mit meisterlicher sprachlicher Gestaltung zu verbinden. („Die Diplomaten“, Verlag Reimar Hobbing, Berlin). Dazu kommt die feine Würze eingestreuter Bemerkungen über persönliche Beobachtungen und Beziehungen des Verfassers und über dienstliche und menschliche Erfahrungen, die er in einem reichen Leben gesammelt hat. Das Buch ist mit bemerkenswerter Kürze geschrieben. Kühlmann versteht es, mit feinstem Gefühl anzudeuten, auch zu schweigen, und offenbar will sein Buch nicht nur Wissen vermitteln, sondern auch Weisheit.

Schon es nicht die Absicht des Verfassers ist, eine Einführung in die diplomatische Praxis zu geben, so gewinnt der Außenstehende doch sicher hier einen sehr guten Einblick in diese sonst nicht leicht zugänglichen Bereiche und auch einen Überblick über das Gesamtgebiet. Man erfährt etwas über die diplomatische Laufbahn mit den zunehmenden Schwierigkeiten der immer umfassender werdenden Anforderungen. Die Sprache des Diplomaten, seine Wohnung, Befoldung, Amtsdauer, Geselligkeit, das Verhältnis von Zentralbehörde und Auslandsmission, das Verhältnis des Missionschefs zu seinen Mitarbeitern, die Beziehungen zur Presse werden lebendig, oft amüsant, oft sehr nachdenklich dargestellt.

Sicher ist diese Übermittlung positiven Wissens sehr zu begrüßen, und wenn es je Schmerzen bereitet hat, daß er über die Orden und Ehrenzeichen nichts Genaueres wußte, der kann jetzt seinem Bedürfnis abhelfen; aber wertvoller ist die grundsätzliche Besinnung über Wesen und Aufgaben der Diplomatie und über die Bedeutung, welche der Persönlichkeit des Diplomaten zukommt. Kühnmann schafft die Voraussetzungen für diese grundsätzliche Besinnung, indem er mit wenigen Strichen die Portraits von elf diplomatischen Persönlichkeiten voranstellt, nämlich von Metternich, Talleyrand, Cavour, Bismarck, der Fürstin Pauline Metternich, Marschall v. Bieberstein, Jules und Paul Cambon, Barrère, Lord (früher Sir William) Tyrrell, Viscount d'Albion; die letzten sieben schildert der Verfasser aus seiner persönlichen Kenntnis heraus. So gewinnt man, ohne daß lange Überlegungen angestellt werden müßten, ein Bild von Diplomatie und Diplomaten. Dieses Bild stimmt mit dem landläufigen von Diplomatie und Diplomaten nur in den größten äußerlichkeiten überein: „Man sieht in spiegelnden Autos sorgfältig gekleidete Herren und Damen durch die Straßen gleiten, man hört von einem eleganten geselligen Leben des diplomatischen Korps, und so entsteht leicht die Vorstellung eines luxuriösen, frivolen, mit Bällen, Dinern, Bridge und Klatsch ausgefüllten Daseins. In Wirklichkeit sieht die Existenz eines Diplomaten, der den Namen auch nur einigermaßen verdient, von Grund auf anders aus. Die ständige Arbeit der Entwirrung und Klärung in der Gedankenwelt und der prägnanten, durchsichtigen Fassung des Gegenstandes in Worte bildet den für das Völkerverleben unentbehrlichen Hauptinhalt eines Diplomatenlebens.“

Vielleicht sind bei dieser mit so großer Klarheit gefaßten Beschreibung die Unterschiede der diplomatischen von der juristischen Tätigkeit außer Betracht geblieben. Der Jurist schafft und erhält Frieden ja auch durch Entwirrung und Klärung in der Gedankenwelt sowie durch prägnante, durchsichtige Fassung des Gegenstandes in Worte. Häufig genügt schon diese Klärung der bei den Streit-

tenden vorhandenen gedanklichen Wirrnis, um Frieden unter ihnen zu stiften, ohne daß es eines mit Vollzugsgewalt ausgestatteten staatlichen Machtanspruchs bedürfte. Der Unterschied scheint darin zu liegen, daß der Jurist auf anerkannte, übergreifende Normen zurückgreifen kann, daß ihm also ein „Bezugssystem“ zur Verfügung steht, während der Diplomat ohne ein solches auskommen muß. Dem Diplomaten muß daher selbst die Regelung einer Streitfrage einfallen, während der Jurist das Ordnungsprinzip aus dem Gesetz entnehmen kann. Tatsächlich zeigt sich ja, daß die Tätigkeit des Diplomaten aufhört und die des Juristen beginnt, sobald Bereiche der zwischenstaatlichen Beziehungen unter die Geltung anerkannter, übergreifender Normen gestellt sind. Kühlmann sagt von den Franzosen, daß sie zur Übertragung juristischer Methoden auf die Diplomatie neigen. Dies wird mit dem immer wieder hervortretenden Vorherrschen naturrechtlicher Gedankengänge im französischen Denken zusammenhängen, dem Ernst Tröltzsch seinerzeit so große Bedeutung beigemessen hat. Da Kühlmann in einem reizvollen Kapitel den Unterschieden zwischen militärischem und diplomatischem Denken nachgegangen ist, so darf man vielleicht hoffen, daß er in einer künftigen Neuauflage seines Buches dem eigentlich noch wichtigeren Unterschied zwischen juristischem und diplomatischem Denken ebenfalls eine eigene Überlegung widmen wird. Aufschlußreich könnte dabei vielleicht noch die Beobachtung sein, daß Juristen immer dann zu diplomatischen Verfahrensweisen übergehen, wenn anwendbare Normen fehlen oder unwirksam werden. Die große Bedeutung juristischer Schulung hebt Kühlmann bei der Schilderung von Leben und Leistung des Freiherrn Marschall von Bieberstein hervor, dem die Meisterschaft der juristischen Technik eine erstaunliche Überlegenheit über seine Verhandlungspartner verliehen habe.

Daß die Beherrschung irgend einer Technik nicht den Diplomaten macht, tritt freilich immer wieder mit Deutlichkeit hervor. Nicht einmal Sprachkenntnisse sind für das Gelingen eines diplomatischen Lebensberufes unentbehrlich, so wünschenswert sie sein mögen. Bismarck äußert sich darüber mehrfach in den „Gedanken und Erinnerungen“, indem er mit der ihm eigenen köstlichen Satire seinen Standesgenossen nachsagt, sie hielten ihre Söhne schon dann für geeignet zum Diplomaten, wenn sie geläufig Französisch und Englisch sprächen. Das, meinte er, könne jeder Oberkellner auch. Kühlmann seinerseits berichtet die erstaunliche Tatsache, daß der große französische Botschafter in London, Paul Cambon, trotz zweiundzwanzigjähriger Tätigkeit am Hofe von St. James es abgelehnt habe, englisch zu sprechen; er habe ihn niemals ein Wort englisch reden hören.

Noch weniger wird die Voraussetzung der Beherrschung diplomatischer Tech-

nist auf diejenigen zutreffen, welche die Richtlinien der Politik ihres Landes bestimmen. Die Fähigkeit, mit beherrschendem Willen die Geschicke, auch die öffentliche Meinung, des Landes zu formen, kann notwendig nur selten auftreten zusammen mit einer überlieferten oder selbst erworbenen Kenntnis der geschichtlichen, gesellschaftlichen, juristischen, sprachlichen Erfordernisse, die man mit Recht von dem ausführenden Diplomaten erwartet. Bei Wilhelm III. von Oranien, Cavour, Bismarck waren diese Kenntnisse vorhanden, woraus sich deren überragende Erfolge leicht erklären; bei anderen Meistern der Politik, wie etwa Paul Krüger, Kemal Atatürk, Tschiang Kai scheck, Mussolini zeigte sich ihre Größe darin, daß sie, ohne zunächst jene Kenntnisse zu besitzen, Erfolge erringen konnten, die mit denjenigen der zuerst genannten Staatsmänner zum mindesten den Vergleich aushalten. Liegt hier nicht ein spezifisches Vorrecht des die Richtlinien der Politik seines Landes beherrschenden Staatsmannes vor, in dem sich gleichsam alle Kräfte, auch die ganze außenpolitische Bedeutung, des Landes konzentrieren? Als geborene Herrscher konnten sie jene Erfolge nur in ihrer zentralen Stellung erringen, während sie zweifellos als ausführende Diplomaten nicht ohne weiteres eine maßgebende Rolle hätten spielen können, da ihnen hierfür die Voraussetzungen fehlten. Das Beispiel Paul Cambons steht dem nicht entgegen, da er vielleicht nur aus kluger Berechnung unterließ, die möglicherweise von ihm beherrschte englische Sprache anzuwenden. In allem übrigen aber war er nach Kühlmann ein Meister der diplomatischen Technik. Es gehört zum Reizvollsten in dem Buche, das Ineinander, Miteinander, manchmal auch Gegeneinander der richtungweisenden Staatsführung und der ausführenden Diplomatie zu verfolgen. Kühlmann macht dieses Verhältnis deutlich an dem Bilde Lord Tyrrels, der ein abgefagter Gegner des Schreibens war und es sorgfältig vermied, nach außen irgendwie hervorzutreten. Dennoch war dieser unbekannt Mann ein einflussreicher Gestalter hoher Politik, der „unentbehrliche Gehilfe und Ratgeber insularer englischer Chefs, vor allem des insularsten aller, Edward Greys.“ Im gleichen Zusammenhang geht Kühlmann auf die Gestalt der „grauen Eminenz“ ein, des Geheimrats Holstein.

Die große Fülle der an den ausführenden Diplomaten gestellten Anforderungen (Beherrschung mehrerer Sprachen, geschichtliche, politische, wirtschaftliche, rechtliche Bildung, gesellschaftliche Gewandtheit) und die Notwendigkeit, die Anwärter verhältnismäßig früh in ein Dienstverhältnis zum Auswärtigen Amt zu bringen, schließt viele von der Bewerbung aus. Daher scheint bei manchen die Meinung verbreitet zu sein, daß die diplomatische Laufbahn ein Vorrecht des Adels oder des Großbürgertums sei. In Wirklichkeit dürften auf Grund der bisherigen Verhältnissen die Voraussetzungen für eine erfolgreiche

diplomatische Wirksamkeit nur in Ausnahmefällen innerhalb einer Generation geschaffen werden können. Die meisten Diplomaten, auch die aus anderen Berufskreisen erst spät zur Diplomatie übergetretenen, haben diese Voraussetzungen zum nicht geringen Teil schon aus dem Elternhause mitgebracht. Es leuchtet z. B. in dem Falle des Staatssekretärs v. Kühlmann selbst ein, daß es für die Weite seines Horizonts, auch für die Gewinnung von Sprachkenntnissen usw. nicht gleichgültig sein konnte, daß sein Vater Direktor der Anatolischen Eisenbahn war.

Besondere Aufmerksamkeit widmet Kühlmann der Stellung der Frau innerhalb der Diplomatie. Schon das Lebensbild der Fürstin Pauline Metternich, das er mit wenigen Strichen höchst lebendig unter den elf Lebensbildern der Diplomaten gezeichnet hat, zeugt von dem großen Einfluß, den die Gattin eines Diplomaten auf die Geschäfte haben kann. Aber auch soweit dies nicht der Fall ist, wird von der Verwaltung gewünscht, daß ihre Diplomaten verheiratet seien, und zwar mit Töchtern des eigenen Landes. Denn „ein verheiratetes Paar ist meist eine vollständigere Repräsentation des eigenen Landes als ein Junggeselle. Das Ehepaar vermag in ganz anderem Umfange in seinem eigenen Heime zu empfangen und die kaum zu überschätzende Wirkung einer häuslichen Atmosphäre voll zur Geltung zu bringen.“

Je stärker auf sich selbst gestellt die einzelnen Nationen werden, um so größer wird die Aufgabe und die Verantwortung des im Auslande lebenden Diplomaten, um so mehr gewinnt die Außenpolitik den Charakter des alles Entscheidenden. Das Buch Kühlmanns, das sich mit den Diplomaten als solchen beschäftigt, kann unter diesen Umständen als ein unbestreitbares Verdienst angesprochen werden.

---

*Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wännen, das Ende sei gekommen. Wenn wir das Andenken großer Männer feiern, so geschieht es, um uns mit großen Gedanken vertraut zu machen. Güterverlust läßt sich ersetzen, über anderen Verlust tröstet die Zeit, — nur ein Ubel ist unheilbar: wenn der Mensch sich selbst aufgibt.*

Johannes von Müller

## Ein deutscher Dante *Von Reinhold Schneider*

Wenn wir die geistigen Traditionen des christlichen Abendlandes zu überblicken suchen, hebt sich eine Gestalt hervor, deren absolute Einsamkeit im Lauf der Jahrhunderte nur immer deutlicher geworden ist. Nicht das Ausmaß der dichterischen Kraft begründet diese Stellung; wer wollte solche Werte gegen einander abwägen, und was wäre damit gewonnen! Es ist offenbar ein Unterschied der Art, der Dante für alle Zeiten auszeichnet und ihn zu dem Dichter des Abendlandes, dem eigentlichen Sprecher Europas gemacht hat. Diese Einmaligkeit wurde vielleicht schon von den Zeitgenossen geahnt, sie ist niemals ganz aus dem Bewußtsein der Nachwelt geschwunden, aber es bleibt doch ein Wagnis, sie umschreiben oder erklären zu wollen. Sie wurde bereits im Außern des Dichters offenbar, und vielleicht hat er sie selbst empfunden und ausgesprochen im 18. Gesang des „Paradieses“:

Wie sich hienieden wohl ein heißes Streben,  
Wenns ganz und gar die Seele übermannte,  
Im Antlitz sichtbarlich weiß kund zu geben...

Nur die wenigsten Menschen werden ihm an unbestreitbarer Macht und Hoheit der Persönlichkeit nahe gekommen sein; und so möchten wir glauben, daß seine Züge sich dem Gedächtnis der Menschheit unverlöschlich eingepreßt haben, und daß auf den meisten älteren Dantebildnissen ein Hauch seines wahren Wesens liege, wie ja auch die Büsten Homers auf das Antlitz eines unfaßbar hohen Menschen weisen. Aber von diesem Geheimnis der Persönlichkeit kann nur das Werk selbst aussagen, dessen ganze Kühnheit und Größe wir vielleicht nicht mehr empfinden können: ist es doch das Werk eines Mannes, der das Jenseits von seiner schrecklichen Tiefe bis zur unausdenkbaren Höhe durchschritt; der die Qualen der Verdammten sah und am Leibe Satans aus dem Höllenschlund kletterte; dem die Seelen im Fegefeuer die schwere Pflicht der Fürbitte auferlegten; für den dann im Angesicht Gottes die Seligen beteten um die Reinheit seines künftigen Wandels, und der in der Höhe des Himmels von Sankt Peter selbst den Auftrag empfing, auf Erden auszusagen, was er gesehen. Wir können es kaum wunderbar finden, daß Dante, wie Boccaccio erzählt, nach seinem Tode einem seiner Söhne erschienen sei und ihm entdeckt habe, wo die fehlenden Gefänge des „Paradieses“ zu finden waren: die Last des Auftrags, des religiösen wie des künstlerischen, der auf ihm ruhte, war ohne Beispiel; eine Beziehung zum Jenseits, wie sie nur den Heiligen in Visionen gewährt wurde, mußte ihm zuteil geworden sein.



So ist sein Gedicht im ganzen Umfange ein Gedicht von den Toten und dem ewigen Leben, und es ist doch in solchem Maße mit der Zeit und Umwelt des Dichters verflochten, daß nur eingehende Geschichtskenntnisse es erschließen können. Aber eben darin beruht das Wesen dieses Werkes, daß es mit reiner Unbedingtheit alles Zeitliche auf das Ewige bezieht, ja ihm unterwirft, und gerade dadurch wird Dante zum Sprecher des abendländischen Geistes, des durch das Christentum begründeten Verhältnisses zur Geschichte. Das Episodenhafte hat hier dieselbe Bedeutung wie die weltgeschichtliche Entscheidung; in jedem Falle geht es um die Seele; in jedem Falle wird das irdische Geschehen nach dem Bilde unverrückbarer Ordnung gerichtet und an ihr gewissermaßen zu rechtgerückt, die jenseits dieser Welt besteht. Nicht was die Mächtigen auf dieser Erde getan haben, ist der Gegenstand des Gedichts; es gilt einzig und allein der Frage nach dem Seelenschicksal der Mächtigen wie überhaupt aller geschichtlichen Personen und der erschütternden Antwort darauf: hier ist, und wohl nur in diesem einen Falle, mit der Kraft der Vision die sonst immer unsichtbare Hälfte der Welt an die sichtbare Hälfte angeschlossen worden; und nun erst wird die Totalität des Weltgeschehens offenbar und zugleich sein geheimer Sinn enthüllt. Je stärker die großartig geordneten Kreise des Jenseits aufleuchten, umso schattenhafter muß freilich das Diesseits werden; umso deutlicher wird es, daß wir vergebens den Sinn des Diesseits in diesem selbst suchen, denn es bietet nur die Elemente, aus denen die eigentliche Ordnung aufgebaut wird. Wir finden eine merkwürdige Übereinstimmung zwischen der Vision Dantes und den Visionen der hl. Katharina von Genua: wie sich bei Dante die Seelen über den Acheron drängen, der Strafe entgegen, so sieht die große Mystikerin sogar die Verdammten am rechten Ort: „Jeder trägt das Urteil des Gerichts mit sich, und er selbst verdammt sich; und wenn die Seelen nicht jene von Gott bestimmten Orte vorfänden, wären sie noch viel unglücklicher, weil sie dann außerhalb der göttlichen Ordnung ständen.“ Aber darauf, daß auf Erden gehandelt werde im verpflichtenden Bewußtsein dieser ewigen Ordnung, zielt das Ethos des Gedichts, das im übrigen die Welt so wenig verneint oder entwertet, wie der Herr sie verneinte im Gebet für die Apostel: „Ich bitte nicht: Nimm sie aus der Welt, sondern: Bewahre sie vor dem Bösen.“ (Johannes 17, 15.)

Bermöge dieser mächtigen, einander entgegen flutenden und doch nicht aufgehenden Tendenzen, deren eine alles Irdische ins Jenseits reißt, während die andere vom Jenseits her in das Irdische einströmt, um es zu lenken, hat das Gedicht das Zeitliche in den Bereich des Ewigen gehoben und alles Beiläufige und Zufällige zum Gleichnis gemacht. Der Wirkung können darum nur unter-

geordnete Hemmnisse entgegen stehen; vor allem die Sprache, die sich gewiß nicht leicht erschließt, und deren Klang und Macht die Übersetzungen, auch innerhalb der einmal bestehenden Grenzen, kaum anzudeuten vermochten. Wir wollen keine Kritik an so vielen Übersetzungen üben, sondern nur das einfache Geständnis machen, daß es uns nicht gelungen ist, eine Übersetzung der Commedia von Anfang bis zu Ende zu lesen mit Ausnahme der zuletzt erschienenen, der diese Anzeige gilt. Die schöne und klare Übertragung, die König Johann von Sachsen unter dem Namen Philalethes erscheinen ließ, wird immer eine vorzügliche Vermittlerin sein, aber den Mangel des Reimes und der höheren dichterischen Form und Prägung wird sie uns doch nicht verschmerzen lassen.

In bewundernswerter Reinheit der Sprache wie der Reime hat Freiherr Friedrich von Falkenhausen (Insel-Verlag, Leipzig) das große Gedicht für unser Schrifttum gewonnen; Kraft und Klarheit des Ausdrucks stehen im schönsten Einklang mit der dichterischen Substanz der Übersetzung, die von Anfang bis zu Ende gedichtet ist und die Magie des zur Rede und zum Vortrag drängenden Wortes besitzt. Nur das Feuer großer Hingabe, die an keiner Schwierigkeit erlahmt, vor allem aber die Bewegtheit der Seele, die allein des Klanges und der künstlerischen Mittel mächtig wird, vermochten im Verein mit reichem Wissen — und nicht zuletzt der Geduld, die der Sprache niemals Zwang antut, sondern wartet, bis sie sich dem strengen Formgesetze in einer glücklichen Stunde fügt — dieses Werk zu vollenden; wir glauben, daß unser Schrifttum in den letzten Jahren nicht viele Gaben von gleichem Werte, von gleicher Reinheit des Willens wie Vollbringens empfangen hat. Dantes großes Werk liegt in der Form eines deutschen Gedichtes vor; besseres wüßten wir zum Lobe der Nachdichtung nicht zu sagen; viele Stellen erwecken den Eindruck, als hätte der mächtige Inhalt sich noch einmal einen Sprachleib aus eigener Kraft geschaffen; so diese Verse aus dem fünften Gesang der „Hölle“:

Verstummt ist hier das Licht; der Raum erbrauset,  
Laut brüllend, wie das Meer im Sturme tut,  
Wenn Widerwind, die Wogen peitschend, sauset.

Wenn solchen Versen die Übertragung der Lichtvisionen des „Paradieses“, die gewiß die schwerste Aufgabe stellten, die Wage halten (wie etwa im 30. Gesang), so ist wohl, innerhalb des Möglichen, das Außerste erreicht.

Aber es läge gewiß nicht im Sinne dieser großen Leistung, wenn wir beim Lobe der Übersetzung stehen blieben; ist sie doch von tiefer Ehrfurcht eingegeben und beseelt von der ersten bis zur letzten Verszeile; sie ist nicht ihrer selbst wegen da — welchen Anschein so manche Übersetzung erwecken könnte — sondern um Dantes Wort wider zu tönen mit der Kraft des deutschen Wortes.

# Das große Weltgeschehen

November 1939

3. Vereinbarung zwischen Deutschland und Sowjetrußland: die Deutschen aus der westlichen Ukraine und Weißrußland sowie die Ukrainer, Weißrussen, Russen und Ruthenen aus den zum deutschen Interessensbereich gehörenden früheren polnischen Gebieten erhalten das Recht, auf das Gebiet des anderen Staates umzuziehen.  
Annahme des Gesetzes über die Aufhebung des Waffenembargos im amerikanischen Repräsentantenhause mit 244 zu 179 Stimmen.
7. Friedensvermittlungs-Angebot der Königin der Niederlande und des Königs der Belgier an die Staatsoberhäupter Englands, Frankreichs und Deutschlands.
8. Nach der traditionellen Rede des Führers im Bürgerbräukeller zu München erfolgt eine Explosion, die acht Tote und 60 Verletzte fordert. Das mißglückte Attentat ist nach den amtlichen deutschen Feststellungen verübt von einem gewissen Georg Elser, der gefaßt wird, und organisiert von dem einstigen Leiter der „Schwarzen Front“ Otto Strasser, hinter dem der Secret Service steht.
9. Verhaftung zweier Leiter des britischen Intelligence Service, durch deren Aussagen sich beweist, daß der Intelligence Service vom November 1937 bis November 1938 auf deutschen, italienischen und japanischen Schiffen Sabotageakte organisierte.
11. Präsident Roosevelt zieht die bereits erteilte Genehmigung zum Flaggenwechsel für USA.-Schiffe zurück.  
Einstimmige Annahme des englisch-französisch-türkischen Beistandspaktes durch die Nationalversammlung in Ankara.
13. Ablehnung des holländisch-belgischen Vermittlungsvorschlages durch England und Frankreich. Dieses fordert als Grundlage für Friedensverhandlungen über die Wiederherstellung der Tschechoslowakei und Polens hinaus auch die Österreichs.
15. Mitteilung der Reichsregierung an Holland und Belgien, daß auch sie nach der brüsken Ablehnung durch England und Frankreich den holländisch-belgischen Friedensschritt für erledigt halte.
17. Bildung eines gemeinsamen Obersten Wirtschaftsrats in London durch England und Frankreich, dessen Beschlüsse eine „Koordinierung“ der Kriegseinkäufe und der Verwendung der Vorräte beider Länder mit Bezug auf Rohstoffe, Munition, Öl, Produktionsmittel und Lebensmittel vorsehen.
20. Reichsorganisationsleiter Dr. Ley kündigt die Umwandlung des 8-Stundentages in einen 10-Studentag (als höchstzulässige Arbeitszeit) sowie Lohnverbesserungen an.  
Unterzeichnung des deutsch-slowakischen Staatsvertrages.
29. England dehnt vom 4. Dezember ab die Blockade in völkerrechtswidriger Weise auch auf Ausfuhrwaren deutscher Herkunft auf neutralen Schiffen mit neutraler Bestimmung aus.
30. Abbruch der Beziehungen Rußlands zu Finnland.

# Bücher der Geschichte

## Im Wandel der Außenpolitik.

Von der französischen Revolution bis zum Weltkrieg. Bildnisskizzen von Ulrich von Hassell. Berl. F. Bruckmann, Münch.

Wenn es überhaupt möglich wäre, Diplomatie über das rein Handwerkliche hinaus zu lehren, so wäre dies vielleicht der beste Weg: zu zeigen, wie sich verschieden befähigte und geartete Fachleute verschiedener Zeiten und Länder mit ein und derselben Aufgabe verschieden auseinandergesetzt haben. Es bedarf freilich schon des politisch und historisch geschulten Blickes, um im raschen Wechsel der Völkerbeziehungen die Fragestellungen zu erkennen, die mehreren Menschenaltern und mehr als zwei Nationen gemeinsam sind.

Daß Deutschland in seiner Mittellage unter dem peinlichen Zwang zur „Option“ zwischen Ost und West leidet, erweisen 200 Jahre Geschichte vom Bündnis von Herrenhausen bis zum Vertrag von Rapallo. Daß aber nicht nur das ähnlich gelegene Italien, daß auch die Flügelmächte Frankreich und Rußland dieses Schicksal teilen und daß durch den unzerreißbaren Zusammenhang zwischen Festlands- und Überseepolitik auch die Inselmacht am Rande Europas in diese Entscheidung hineingezogen wird, ist der fruchtbare Gedanke, den Ulrich v. Hassell zum gemeinsamen Hintergrund einer Reihe von Diplomatenbildnissen aus dem 19. Jahrhundert gewählt hat.

Sie sind uns alle nicht fremd, mancher ist uns näher vertraut, und doch wirken sie, so gesehen, neu. Das klare Hervorkehren einiger übersichtlicher außenpolitischer Linien aus ihrem Gesamtschaffen, das nur leise andeutend ins Bewußtsein

des Lesers gerückt wird, durchbricht manch überliefertes Werturteil. Lastet es doch z. B. schwer auf dem Andenken Hardenbergs, daß der Name Stein in seiner Nähe immer wieder die Vorstellung unvollendet gebliebener Staatsumbildungen wachruft, während wir ihn hier helllichtig eine Gefahr abwehren sehen, die nachher für den Meister deutscher Staatskunst im Mittelpunkt seiner Sorge stand. Wie sehr bedauert man, daß nicht auch Metternich in diese Belichtung gestellt worden ist, an dem sie manch übereilten Verdammungspruch gutgemacht hätte! Es gibt auch über die inneren Gesetze des Völkerlebens zu denken, daß die einzelnen Erscheinungen, wiewohl rangverschieden, sich nicht im Werte drücken, sondern aneinander wachsen. Wenn man sieht, daß nicht nur ein mutiger Entschluß Bismarcks vonnöten war, um sich in der polnischen Frage dem von den Westmächten bedrängten Rußland zuzugesellen, sondern ein langfristiges Werben um das Vertrauen Gortschakoffs, dem sich auch Frankreich als Weggenosse darbot, so steigert das die Bewunderung für die Zielsicherheit beider. Ähnlich ist es im Verhältnis Cavour's zu Napoleon, Andrassys zu Bismarck. Und man staunt, wieviel staatsmännische Köpfe doch dieses vielgeschmähte Jahrhundert gleichzeitig hervorgebracht hat.

Drei Kapiteln haftet, wenn man überhaupt Unterschiede machen will, ein besonderer Reiz an. Dem über Cavour, weil daraus das tiefe Eingelebtsein des ehemaligen deutschen Botschafters beim Quirinal in die Entwicklung des italienischen Staatswesens und seiner diplomatischen Erfordernisse spricht, wovon

auch ein Aufsat; des Verfassers an anderer Stelle dieses Hefts Zeugnis ablegt. Dem über Tirpitz, weil darin der langjähri;e vertraute Gehilfe des Flotten-schöpfers ein aus nächster Nähe gesehene, von persönlicher Verehrung und Liebe getragene Bild des politischen Denkers erstehen läßt, das nicht nur geschichtliche Irrtümer berichtigt, sondern auch die Wesenszüge eines großen Charakters aus dem alten Preußen-Deutschland festhält. Und endlich dem über Andraffy, weil es, weit über seinen unmittelbaren Gegenstand hinaus, zum Durchdenken der großen Wandlungen im Donaauraum anregt.

In diesem weiten Zusammenhang wird auch der jüngst wieder vielumstrittene Rückversicherungsvertrag zu seiner vollen Bedeutung erhoben gegenüber der heutigen Neigung, seine Tragweite daran zu messen, wieweit er noch mit der „öffentlichen Meinung“ Rußlands im Einklang stand.

Die Betrachtungen über die Monroe-doktrin, deren bleibender Sinn mit Recht nicht im Verzicht auf eigene Einmischung in Europa, sondern in der Mündigkeitserklärung der amerikanischen Großmacht erblickt wird, können dazu verlocken, die Entwicklungsstufen des Verhältnisses der beiden angelsächsischen Mächte einmal zu verfolgen. Es ist doch aufschlußreich, daß schon verhältnismäßig kurz nach der Trennung die losgerissenen Staaten und das Mutterland zwar nochmals in einen erbitterten Krieg geraten, daß sich aber die verbissene Feindschaft Napoleons gegen England doch nicht auf seine zeitweiligen Bundesgenossen überträgt, sondern die ehemals Verbundenen sich alsbald wieder aufeinander zutasten, indem sie ihre Gehege abgrenzen. Die Anziehungskraft gemeinsamer Herkunft waltet zwischen ihnen; nimmt man dazu aus dem Schlußabschnitt des Buches die

inzwischen als richtig erwiesene Überzeugung von Tirpitz, daß Amerika auch ohne U-Bootskrieg nie Deutschlands Sieg über England zugelassen hätte, so klingt uns Cannings überstolzes Wort, er habe die neue Welt ins Leben gerufen, um das Gleichgewicht der alten wiederherzustellen, wie ein rettungsbergendes Vermächtnis an sein Land.

Es wird diesem Buche nicht an Lesern fehlen, für die der anekdotische Einschlag die Hauptrolle spielt, und nicht an andern, die es eben deshalb mißtrauisch aufnehmen. Beide tun ihm unrecht. Denn die zahlreich eingestreuten Erzählungen von menschlichen Eigenheiten, zugespitzten Aussprüchen, seltsamen Spielen des Zufalls oder der Verwandtschaft, die den Anschein leichter Plauderei wecken, sind nicht um eines billigen Heiterkeits- oder Spannungserfolgs willen da, sondern weil es zum Rüstzeug des echten Diplomaten gehört, auch diese Seite des Lebens in seine Rechnung einzubauen, Schlüsse daraus zu ziehen und Unternehmungen damit zu fördern. Wenn es Bismarck, wie wir wissen, der Mühe wert fand, selbst in die Anordnung der Personen auf A. v. Werners berühmten Kongreßbild einzugreifen, weil er das Einvernehmen der drei Kaiserreiche auch hier als Leitgedanken festgehalten sehen wollte, so brauchen wir uns nicht über solches Rankenwerk des großen Geschehens erhaben zu dünken.

U. Rittthaler.

**O Mensch, gib acht.** Ein erbauliches Kalenderbuch für Stadt- und Landleute. Von Josef Weinheber. Albert Langen-Georg Müller-Verlag, München. Mit Buchschmuck von H. Schimkowitz.

Dieses Buch, auf das wir schon früher verwiesen haben, und dem die so schöne „Anbetung des Kindes“ entnommen ist, eignet sich ganz besonders für ein schönes, sinnvolles Weihnachtsgeschenk.

## Das Mahl unter dem Segel *Von Jochen Klepper*

Herr Wilhelm von Dranien, Erbstatthalter der Niederlande und König von England, den Brandenburgern verschwägert, hatte seinen kleinen Verwandten nach Holland kommen lassen: Friedrich Wilhelm, den einzigen Sohn des ersten „Königs in Preußen“. Ein knappes, wirres Jahr war solche trügerische Königswürde alt. Der junge Kronprinz schien ihr zu mißtrauen. Zur väterlichen Krönung in Königsberg war er gutwillig nur aufgebrochen, als man ihm erlaubte, seine Jagdhunde mitzunehmen. Den schmeichlerischen Krönungsbischof drohte er später ins Gefängnis zu stecken. Solch wunderlichen, kleinen Neffen mußte man wohl einmal sehen.

Dies also sollte das lügnerrische, schmutzige Kind sein, das sich beim Stallvolf und auf den Wachen herumtrieb, keinem Maß höfischen Lebens sich fügte, veredelnde Sitten nicht annahm und endlich gar den Teufel so stürmisch zu sehen begehrte, bis man einen alten Raben ihm Hände und Gesicht zerhacken ließ? Dieser Knabe in den braunen, seidenweichen Locken, mit den übergroßen, ernstern blauen Augen, dem sanften, immer träumerisch geschürzten Munde sollte um seiner polternden Stiefel und seiner tosenden Hundeschar willen in allen Sälen und Galerien des väterlichen Schlosses so gefürchtet sein? Er war zu wild, als daß man ihn in den Kriegswissenschaften noch zu unterrichten wagte?

Der Kinderlose hatte den wilden, ernstern, versonnenen Knaben warm in sein Herz geschlossen: das Herz, in dem auch das ihm anvertraute England ruhte. Des schwachen Vaters schwer zu besänftigender „Lecker“, der zarten Mutter mit allen Listen umworbener, doch gar so sprödes „Coeur“ gab ihm so unbefangene, klare, gerade Antworten. Und jeder seiner Bescheide verriet so heiße, ritterliche Empfindung.

Was, ach was nur sollte aus diesem Knaben am neuen Königshof der Brandenburger werden? Verlangte man nicht einen zweiten Sonnenkönig, ein viel bewundertes „Kind Europas“? Aber er überfah die Höflinge und gab Handwerker den Vorrang, weil sie ja nicht warten könnten und ehrliche Arbeit leisten mußten! Seidenröcke warf er in den Kamin; Wagen fuhr er in Trümmern; philosophischen Disputen a la mode entzog er sich. Statt dessen hielt er seinem Gesinde Hausandachten. Was wollten sie im Bannkreis ihres neuen Zeremoniells, der stärksten Macht im jungen Königreich, mit diesem Knaben beginnen? Dem Fürsten von Dranien und Britannien, der noch nie mit einem Kinde sprechen durfte, auch für die Zukunft nicht mehr darauf hoffen konnte, erschloß das Prinzlein sich wie ein völlig vereinsamtes Kind.

Der Dranier kannte die im Geiste gar so abgeklärte, im Blute gar so lebensfrohe Mutter; das Königinnenleben war für sie nur Traum und Feier und Gedanke. Er ahnte viel von dem Vater; der wußte nur vom Prunk der königlichen Würde und nichts vom Amte des Königs und Vaters.

Der junge Brandenburger ging mit dem Oheim an Bord der „Liburnica“. In dem bunten Zelt am Heck war ein Mahl bereitet auf grobem Eichentisch; zinnern waren die Schüsseln, Teller und Kannen. Das gefiel dem Neffen. Aber der vornehme Oheim bemerkte sehr wohl, daß der Knabe die groben Bestecke und Tischgeräte handhabte wie zierliche goldene und gläserne Gedecke. Er nahm aufmerksam wahr, daß die leichte, fluge Tafelunterhaltung mit dem regen Kinde nicht einen Augenblick ins Stocken kam. Ja, ganz von selbst sprach der Knabe bei Tische das reizendste Französisch, indes doch sein grobes Stallknechtsdeutsch so verschrien war! Und was er sagte, waren nicht nur die lebhaften, artigen Worte eines munteren, kleinen Prinzen, sondern reisende Gedanken und werdende Laten, wenn er sie selbst auch noch kaum zu benennen vermochte.

Wie König Astyages einst mit dem Hirtenknaben Kyros, dem vor ihm verborgen gehaltenen Enkelsohn, speiste und erstaunte über die Weisheit der kindlichen Antworten und die fürstliche Sicherheit seines Anstandes: genau so war es auf der schweren, dunklen Nacht des Draniers. Am wunderbarlichsten schien dem fürstlichen Herrn, daß der Gast nun auch von Kyros sprach. Hieß es nicht, er hasse die Konjugationen derart, daß sein Lehrer sie ihm als Armeen aufmarschieren lassen müsse: jeden Modus als Regiment, jedes Tempus als Kompanie?! Und nun redete der rauhe, kleine Korporal Worte Xenophons wie das Selbstverständlichste von der Welt?

„Die sichersten Mittel,“ hatte sich ihm eingeprägt, „einem Volk, einem Land, einem Königreich eine dauerhafte Glückseligkeit zu verschaffen, sind ein Heer auserlesener Soldaten und eine gute Wirtschaft der Bürger.“

Allenfalls wollte Friedrich Wilhelm nach Titus sein: der küßte die Guten und bedachte die Bösen mit Nasenstüßern.

Dann geschah es zum ersten Male, daß der ernste Knabe lächelte. Er hob seine schmale, feste, schöne Hand. Er zeigte auf das Ufer: „Dort ist Ihr Land.“ Er wies aufs Meer: „Und dort ist Ihr Land. Das muß sehr schön sein und sehr schwer.“ Er wolle, fuhr er fort, als bäte er wie andere Kinder um ein nichtiges Geschenk, von dem Herrscher zweier Reiche lernen, die Armeen zweier Länder zu führen. Das müsse eine starke Macht verleihen, viele Völker in Frieden zu halten.

Da ließ Wilhelm von Dranien und Britannien, der Kinderlose, unbemerkt die Ankerkette emporwinden, die Segel aufziehen und die Stege einziehen.

Was war dem Dranier Preußen und Brandenburg? Zersplitterte Markgraffschaften, sandige Einöden, pestkranke Dörfer, verschwenderische Schlösser, verschuldete Rassen; ein haltloser, bis zur Schwäche gutmütiger Bergender über allem, doch ausgeliefert an Brandenburgs „Dreifaches Weh“, den Wartenberg, den Wartensleben und den Witgenstein; eine lesende, diskutierende, tanzende, für ungefährliche Liebchaften schwärmende Königin auf dem Thron: das war Brandenburg-Preußen! Was wollte es mit diesem königlichen Knaben?!

Aber Graf Dohna, Begleiter und Erzieher des Prinzen, bangte sich um Brandenburgs Sand und Preußens unechtes Gold. Graf Dohna war auch der einzige, der in den Gefinde-Andachten seines jungen Herrn und Zöglings immer wieder voller Ernstes aufhorchte und auffah. Er hatte, obwohl sonst ein Mann von engem Blick, zweierlei erkannt wie einer, der sehr weit zu sehen vermag: Brandenburg-Preußens unheilbaren Jammer und den Ernst des Fürstensohnes, der angesichts alles Leides und Grauens im Lande zu früh und zu jäh verfiel.

Was in Dohnas Herzen treu und wachsam war, verriet ihm, als er um diese Stunde am Ufer stand, daß die Segel der oranischen „Liburnica“ sich nicht blähten zu fröhlicher Fahrt mit einem munteren, jungen Gast und zu rascher, lustiger Heimkehr.

Es war das erste Schiff, das der Königssohn des Sandes betrat. Das Meer des Schicksals riß ihn mit. Unfasslich groß waren die Küsten, die des am tiefsten verachteten Fürstenkindes harrten: Holland und Britannien umspannten die Weite der Welt!

Es war nicht leicht, in wenigen Augenblicken Ruderknechte zu dängen und dem mächtigen Schoner nachzujagen, auf offener See im kleinen Kutter an dem riesigen Segler festzumachen und emporzuklimmen. Auch Dohna kannte nur den Sand und Sumpf. Aber nun stand er am Tisch und legte den Arm um das Kind. Das tat er noch niemals zuvor.

„Nun wirst du König von Preußen“, sagte der Dranier, und es war wie Friedrich Wilhelms Krönung. Später hat er keine Huldigung und Weihe geduldet.

Wilhelm von Dranien blickte nicht hin, als die beiden Brandenburger den Segler verließen. Er hatte den Fuß auf den leeren Schemel des Knaben gestützt und hielt den noch halb gefüllten Kinderbecher in der Hand. Ohne es zu wissen, trank er ihn aus. Aber mit tieferem Sinn und höherem Recht hat noch keiner auf das Wohl eines Königs getrunken, und wenn er auch der Bettelkönig heißen sollte um der harten Not der dürren Erde willen, die ihm anvertraut war.



# Inhaltsverzeichnis 1939

	Seite		Seite
Arnim, Hans von Preussischer Feldherr und deutscher Politiker	282	Leffner, Dr. J. F. Tunefische Geschichte	5
Baader, Berndt Ph. Eine Hochzeit der bayerischen Renaissance	206	Mörke, Eduard Zum neuen Jahr. Gedicht	1
Christoffel, Ulrich Apulien — Schicksalsland	224	Müller, Dr. Erich Mekka — Äthiens anderer Kraftpol Um den christlichen Sinn des Mittelalters	15 113
Friedrich, Hans E. Verbindlichkeit Von Polen zu England	188 298	Rall, Dr. Hans König Ludwig I.	134
Früchtl, Hanns J. Das Stefansreich gestern und heute Die Ukraina	181 65	Rittthaler, Anton England und das Vorfeld Indiens Feldmarschall Fürst Wrede Führung in Lothringen Vom Winde verweht?	109 42 218 245
Gauger, Martin Die Diplomaten	305	Ruprecht, Dr. Paul Der kriegswichtige bergbauliche Rohstoffbesitz der Nachbarn Deutschlands	75
Görlich, Dr. E. Zur Geschichte der ehemaligen österreichisch- ungarischen Flotte	50	Schmid Noerr, Friedrich Alfred Birke und Buche; Eiche Eiche und Erle	238 94
Hachagen, Prof. Justus Das Mittelalter und wir	9	Schneider, Reinhold Der fromme Herzog Die Schwächer ohne den Herrn Die spanischen Bilder Die Wiederkehr Philipps II. Ein deutscher Dante Jeanne d'Arc Otto Freiherr von Taube Von der Bewertung des Genies	167 277 257 97 310 213 150 2
Hassell, Ulrich von Der organische Staatsgedanke des Frei- herrn vom Stein König Viktor Emanuel III.	249 302	Schröder, Rudolf Alexander Es mag sein. Gedicht	281
Heufschel, Otto Der Dichter und seine Haltung	142	Statistisches Reichsamt Die Entwicklung der deutschen Ausfuhr im Jahre 1938	229
Jagow, Archivrat Dr. Kurt Ein Andenken an die Königin Luise Jugendbekenntnisse des Alten Kaisers Kloster Heilsbrunn Schicksalstag 1914	272 71 60 129	Studer, Paul Die glorreiche Epoche der Menschheit	291
Klepper, Jochen Das Mahl unter dem Segel Das Werk Reinhold Schneiders Geburtslied. Gedicht Von der Bedeutung des evangelischen Pfarrerstandes	316 36 92 100	Taube, Otto Freiherr von Der Wanderer und der Jasmin. Gedicht Heimat und Heimatlosigkeit Livland	152 262 145
Koch, Oskar Der Mensch als Urform Von den Urmurzeln des Bolschewismus	46 153	Ungern-Sternberg, Dr. Roderich von Das französische Kolonialreich Weisheit und Wissenschaft	33 11
Koenigswald, Harald von Abenteuer in Straßburg Nie gebaute Denkmäler	28 193		

	Seite		Seite
Vermehren, B. W.		Lewalter, Ernst	
Die griechische Königstragödie . . . . .	81	Friedrich Wilhelm IV. . . . .	55
Weinheber, Josef		Madelin, Louis	
Anbetung des Kindes . . . . .	297	Royalismus und Revolution . . . . .	88
Zatsehek, Heinz		Pflug, Dr. Hans	
Kaiser Karls IV. Ostpolitik . . . . .	124	Deutschland, Landschaft, Volkstum, Kultur . . . . .	27
<b>Buchbesprechungen</b>			
Benoist-Mechin, J.		Reichle, Walter	
Geschichte des deutschen Heeres seit dem		Zwischen Staat und Kirche . . . . .	270
Waffenstillstand . . . . .	163	Rittshaler, Anton	
Bemrath, Henry		Weltpolitische Spannungen seit Bismarck . . . . .	120
Die Kaiserin Galla Placidia . . . . .	23	Rohden, Peter Richard	
Campbell, G. A.		Gestalter deutscher Vergangenheit . . . . .	121
Die Tempelritter . . . . .	123	Schneider, Reinhold	
Chambon, Joseph		Elisabeth Tarakanow . . . . .	235
Der französische Protestantismus . . . . .	24	Schröder, Rudolf Alexander	
Corfi, Egon César Conte		Lobgesang . . . . .	91
Ludwig I. von Bayern . . . . .	162	Stehmann, Siegbert	
Dörnberg-Hausen, Freiherr Hugo von		Die sieben Sendföhrer . . . . .	91
Wilhelm von Dörnberg . . . . .	88	Taillandier, Saint René	
Erbe, Helmut		Heinrich IV. . . . .	233
Die Hugenotten in Deutschland . . . . .	27	Wandersheck, Hermann	
Friedrich, Hans E.		Weltkrieg und Propaganda . . . . .	57
Napoleon I. . . . .	56	Weinheber, Josef	
Gagarin, Eugen		O Mensch, gib acht . . . . .	315
Der verwehte Weg . . . . .	164	Weißgärtner, Arpad	
Hassell, Ulrich von		Das Reich im Widerschein seiner Kleinodien . . . . .	203
Im Wandel der Außenpolitik . . . . .	314	Winnig, August	
Jagow, Kurt		Gedanken eines Deutschen . . . . .	58
Der alte Kaiser erzählt . . . . .	290	Wolde, Ludwig	
Jugendbekenntnisse Kaiser Wilhelms I. . . . .	118	Daphnis und Chloe . . . . .	236
Klepper, Jochen		Zimmermann, Heinz	
Kyrie . . . . .	91	Philosophie und Glaube . . . . .	204
Koenigswald, Harald von		Zoff, Otto	
Das verwandelte Antlitz . . . . .	268	Die Hugenotten . . . . .	25
Schatten des Ruhmes . . . . .	268	*. Das Buch der Christenheit . . . . .	166

---

---

## Neue Bücher

### von Freunden und Mitarbeitern der Weißen Blätter

- Bang, Paul: Die farbige Gefahr.  
Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1939.  
RM. 4.80
- Bergengruen, Werner: Der Tod von Reval.  
Hanseatische Verlagsanst. Hamburg 1939. RM. 3.80
- Buchner, Max (Hrsg.): Christliche und deutsche Charakterköpfe (mit Beiträgen von Berndt Ph. Baader, Max Buchner, A. Rittthaler u.a.)  
Max Hueber Verl., München, 1939. Kart. RM. 4.80, in Leinen RM. 5.80
- Christoffel, Ulrich: Die Welt der großen Maler.  
Verlag R. Piper, München
- Christoffel, Ulrich: Albrecht Dürer.  
August Döpler-Verlag, Burg i. M.
- Falkenhäuser, Friedrich von: Dantes Leben von Leonardo Bruni Aretino (Übersetzung).  
Schriften der Dante-Gesellschaft. Hermann Böhlau Nachf., Weimar 1939. RM. 2.-
- Friedrich, Hans Eberhardt: Tradition und neue Welt.  
Grundsberg-Verlag 1939, RM. 4.80
- Friedrich, Hans Eberhardt: Napoleons I. Darstellung der Kriege Cäsars, Zurennes und Friedrichs d. Gr. (Übers. u. Einführung).  
Vormwert-Verlag, Berlin 1938. RM. 12.50
- Hassell, Ulrich von: Im Wandel der Außenpolitik.  
Verlag F. Bruckmann 1939
- Henschele, Otto: Dank an Freunde. Sprüche.  
Verlag Die Nebenpresse, Berlin-Charl. RM. 1.50
- Henschele, Otto: Leonore. Erzählung.  
Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart. RM. 2.50
- Jagow, Dr. Kurt: Jugendbekenntnisse des Alten Kaisers. Briefe Kaiser Wilhelms I. an Fürstin Luise Radziwill. 1817 - 1829.  
Verlag Koehler & Amelang, Leipzig. In Leinen RM. 7.80
- Jagow, Dr. Kurt: Der Alte Kaiser erzählt. Anekdoten aus d. Leben Kaiser Wilhelms I.  
Verlag Arthur Collignon, Berlin 1939. RM. -.80
- Klepper, Jochen: Kyrie. Geistliche Lieder.  
Edart-Verlag, Berlin-Steglitz 1939. Geb. RM. 1.20
- Koenigswald, Harald von: Das verwandelte Antlitz. Kommodore-Verlag Berlin 1939.
- Koenigswald, Harald von: Schatten des Ruhmes.  
Edart-Verlag 1938. RM. 2.50
- Koenigswald, Harald von: Pflicht und Glaube. Eine Narmis-Biographie.  
Verlag Bessé u. Becker, Leipzig. RM. 5.80
- Matthäusius, Dr. Friedrich: Denkwürdigkeiten des Generals Caulaincourt. 1. Bd.: Unter vier Augen mit Napoleon. 2. Bd.: Mit Napoleon in Rußland.  
Velhagen u. Klasing, Leipzig 1937 u. 1938. Je RM. 8.50
- Rall, Hans: Zeitgeschichtliche Züge im Vergangenheitssbild mittelalterlicher Schriftsteller.  
Eberings Hist. Studien, 1937. RM. 12.40
- Rittthaler, Anton: Weltpolitische Spannungen seit Bismarck.  
Schaffstein-Verlag, Köln, 1939. Geb. RM. -.80, brosch. RM. -.40
- Schmid Noerr, Friedrich Alfred: Dämonen, Götter und Gewissen.  
Vormwert Verlag, Berlin, 1938
- Schmid Noerr, Friedrich Alfred: Biengen.  
Karl Esfer Verlag, Mühlacker, 1939.
- Schneider, Reinhold: Corneilles Ethos in der Iera Ludwigs XIV.  
Insel-Verlag 1939. RM. 3.-
- Schneider, Reinhold: Sonette  
Insel-Verlag 1939. RM. 3.-
- Schröder, Rudolf Alexander: Ein Lobgesang.  
Edart-Verlag, Berlin-Steglitz 1939
- Taube, Otto Freiherr von: Der Fluch über Lubben.  
Verl. Friedrich St. Alberg, Merseburg 1939. RM. 1.80
- Taube, Otto Freiherr von: Wanderlieder und andere Gedichte.  
Verlag Friedrich Stollberg, Merseburg 1937
- Zimmermann, Dr. Heinz: Philosophie und Glaube.  
Duncker und Humblot-Verlag, München 1939.  
RM. 2.80, geb. RM. 3.50
- 
-